

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

63 (20.8.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 20. August 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N^{ro}. 63.

Kaiser Otto.

(Fortsetzung.)

III.

Unterdessen war Adelheid, Lothar's unglückliche Wittwe, in Begleitung des Markgrafen Azzo von Este und Faustinen's, der einzigen unter den Frauen ihres Gefolges, welche Billa's Argwohn ihr übrig gelassen, auf dem Schlosse des Grafen Bassano angekommen.

Sie hatte, ohne ihren Namen zu nennen, als eine unglückliche Verfolgte eine Unterredung mit ihm erbeten. Der Graf erwartete sie in einem der Zimmer seines Palastes, die in fürstlicher Pracht ausgeschmückt waren.

Adelheid, auf Faustinen's Arm gestützt, trat ein. Sie warf sich vor dem Grafen nieder.

„Edler Herr!“ begann sie mit schwacher, doch fester Stimme, „ein unglückliches, verfolgtes Weib wagt es, Euch um Schutz vor dem Rachedurst König Berengar's anzusehen. Ich war ihm, ohne mein Verschulden, ein Hinderniß in der Ausführung verbrecherischer Pläne, drob ließ er mich einkertern. Aber ich entfloh durch die Treue und den Muth eines mir ergebenen Mannes. Wollt Ihr ihn und mich aufnehmen, edler Graf? dürften wir von Euch Schutz ersuchen vor unsern Verfolgern?“

Bassano hob die Bittende huldvoll auf. „Man hat noch nie gesagt,“ sprach er in liebreichem Tone, „daß ein schuldlos Unterdrückter einen Bassano vergebens um seinen Schutz angefleht hätte — doch, was seh' ich?“ rief er plötzlich, erstarrend, als Adelheid den Schleier zurückschlug — „die Wittwe König Lothar's! — O wunderbare, grausame Verkettung des Geschicks! Mein Herz empört sich gegen meine Pflicht und wird mein Thun versuchen, aber Euch, edle Frau, Euch kann ich, darf ich nicht aufnehmen!“

„Ich dachte es wohl,“ rief Adelheid, sich stolz von ihm wendend; „die Gefahr, mich armes Weib zu schützen, ist zu groß für den mächtigen Bassano!“

„Schweigt!“ rief dieser, die Wangen von der Purpurröthe eines gerechten Zornes übergossen, „lästert nicht! Fürwahr, keine Macht Berengar's sollte mir drohend genug seyn, auch dem Aermsten und Geringssten, den er verfolgt, Schutz zu versagen, wie viel weniger Euch, die ich verehere und — beklage! Aber es ist ein gewaltiges, furchtbares Gesetz, welches mir verbietet, Euch meine Thore zu öffnen; es ist die Sazung der Blutrache. Der Vater Euers Gemahls war meinem Vater eng befreundet; aber das heiße Blut unsers Landes tobte zu wild in beider Adern. Eines Tages waren sie allein im Dickicht auf der Jagd. Ein stolzer Sechzehnder stellte sich ihnen schußrecht; beide sandten zugleich ihre Bolzen ab, das Thier stürzte, doch — nur Ein Schuß hatte ihm das Leben geraubt. Jeder wollte den Schuß gethan haben. Man zankte sich; der Streit nahm zu; die höchste Wuth entflammte endlich beide. Da schalt mein Vater den Andern einen schlechten Schützen. „Ein schlechter Schütze!“ rief dieser zornig lähend zurückspringend. „Ein schlechter Schütze! Das sollst Du mir nimmer wieder sagen. Sieh' her! Das Herz eines falschen Freundes wenigstens weiß ich zu treffen!“ Und während er es sprach, stürzte mein Vater von dem tödtlichen Bolzen getroffen nieder, und hauchte lautlos seinen Geist aus. Der Mörder entfloh.“

„Der Podesta verurtheilte Euern Ahnherrn zu einer Sühne von 200 Mark Silbers, aber als ihm Euer mächtiges Haus drohete, nahm er seinen Ausspruch zurück. Da war die Reibe an mir, meines Vaters Blut zu rächen, und ich nahm das Abendmahl darauf, daß zwischen meinem und Euerm Hause, zwischen meinen Kindern und Kindeskindern und den Euern kein Friede, keine Gemeinschaft seyn sollte, bis ein Mann aus Euerm Stamm, durch eines Bassano's Hand gefällt, die Schuld getilgt habe. Gegen Euer Gemahl erhob ich meine Hand nicht; denn er war mein gesetzmäßiger König und Herr; gegen seinen Mörder empörte ich mich; denn er ist ein Usurpator: aber zwischen Euerm und meinem Geschlechte darf keine Freundschaft seyn. Das Dach meines Hauses würde über mich einstürzen, wenn ich Euch ausnähme. Doch will ich Euch sicheres Geleit geben bis über die Gränze meines Gebietes; befehlt, edle Frau, wohin Ihr geführt seyn wollt.“

IV.

In jenen ehernen Zeiten fielen die Würfel des Kriegsglückes meistens entscheidend; denn der Mensch, fast nur in der Gegenwart, wenig in der Vergangenheit, gar nicht in der Zukunft lebend, wußte den Augenblick zu ergreifen, festzuhalten, in seinem ganzen Umfange zu nützen. So hatte auch Berengar an demselben Morgen, der ihn so ganz verzweifelt und muthlos gesehen hatte, das Glück an sein Banner zu ketten gewußt. Durch die ausgesandten Boten benachrichtigt, daß die Entflohenen ihren Weg in das Gebiet des Grafen von Bassano genommen hätten, brach er, seinem alten Grof neue Nahrung gebend, mit einer auserlesenen Schaar in dessen Gränzen ein. Sein verzweifelter Muth siegte; ein kühner Handstreich brachte das Schloß in seine Gewalt. Und während er sich noch ganz dem Jubel über die Demüthigung und Gefangennahme dieses gefürchteten Feindes hingab, sollte eine neue Freudenbotschaft die Wonne des Augenblicks verdoppeln. Adelheid und ihre Begleiter hatten unter sicherer Bedeckung schon beinahe die Gränze des lombardischen Städtegebiets, wo sie Schutz finden konnten, erreicht, als sie von einem kleinen Trupp der kampfbegierigen Mannen Berengar's eingeholt wurden. Der wilde Siegesrausch eines kleinen Häufleins wog den hartnäckigen Widerstand einer weit größeren Schaar auf, die sich, ganz friedsam ihres Weges ziehend, eines solchen Angriffs nicht versehen hatte. Im Triumphe brachten die Sieger Adelheid und Faustine als Gefangene auf's Schloß Bassano zurück; nicht aber den alten Markgrafen Azzo; nur über seine Leiche hatten sie sich seiner Königin bemächtigen können.

Berengar gab sich keine Mühe, die ausgelassenste Freude zu verbergen, als die unglückliche Adelheid über die Schloßbrücke geführt und seiner Obhut übergeben ward.

„Schöne Dame!“ sprach er spöttisch, „wie Ihr sehet, bin ich höflicher gegen Euch und zuvorkommender als der Graf von Bassano. Er hat Euch ein Obdach in diesem Schlosse versagt, seht, ich gewähre es Euch, selbst ohne, daß Ihr darum anhaltet! In Jahr und Tag werdet Ihr nun nicht mehr nöthig haben, in's Weite zu irren und bei fremden Herren und Grafen eine Wohnung zu suchen.“

Er ließ sie zwar sehr streng bewachen, doch nicht im Kerker, sondern in einem anständigen wohnlichen, gut verwahrten Zimmer. Auch hatte er die Menschlichkeit, Faustine nicht von ihrer Gebieterin zu trennen; aber er fand doch seine rohe Lust daran, daß die Unglückliche sich über den Hohn des Schicksals grämte, in demselben Schlosse gefangen zu seyn, wo ihr als einer Bittenden die Zuflucht verweigert worden war.

Das Glück hatte Berengarn nicht bloß flüchtig gelächelt, es sollte fortfahren, die volle Gunst seinem Lieblinge zu spenden. Nachdem er ein größeres Heer gesammelt — denn jetzt war der Punkt gekommen, wo er durch glänzende Erfolge sich behaupten oder in dem offenen Kampfe, welchen er nunmehr der öffentlichen Meinung erklärt hatte, untergehen mußte — brachte er die widerspenstigen lombardischen Städte zum Gehorsam zurück, und brach den Widerstand seiner mächtigen, fast ganz unabhängigen Vasallen. So war seine Macht fest gegründet, gesichert nach innen und außen. Aber dennoch sollte die Rache nicht lange ausbleiben.

V.

Adelheid saß, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, an dem wohlverwahrten Gitterfenster und schaute über den klaren See hinaus, in dessen silbernen Fluthen die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen kühlte. Die arme Gefangene hätte weinen mögen, wenn nicht Jorn und Unmuth ihre Thränen erstickt hätten. Berengar's Gattin machte sich's zum täglichen Geschäft, die unglückliche Fürstin mit ihrer verhassten Gegenwart zu peinigen; sie fand ihre grausame Lust daran, mit Spott und Verhöhnung, Schimpfreden, ja beinahe thätlichen Mißhandlungen das arme Weib zu kränken, welches ihr nur das Schweigen der Verachtung entgegenzusetzen konnte. Sie vermochte es nimmer zu verschmerzen, daß Adelheid den Stolz und den Muth gehabt, die Hand ihres Sohnes auszuschlagen.

Aber anders dachte Adelbert selbst. Früher, da man ihm die Verbindung mit der Wittwe König Lothar's als Ergebniß politischer Berechnungen zur Pflicht gemacht, konnte er keine Zuneigung zu ihr finden, obgleich er bereit war, dem unbeugsamen Willen seiner Mutter Folge zu leisten. Doch nun, da Adelheid als von der ganzen Welt verlassen und verstossen ihm gegenüber stand; nun, da die Behauptung einer Krone sich nicht mehr an ihren Besitz knüpfte, da die Rachsucht seiner Mutter jeden theilnehmenden Gedanken an sie für ein Verbrechen erklärte: nun fühlte er allmählig das Feuer einer glühenden Leidenschaft für die arme Verfolgte in sich auslodern.

Adelbert war nicht schön, man konnte ihn eher häßlich nennen, und von Jugend auf hatte ihn seine Theilnahmlosigkeit an allen Scenen des Glanzes, an allen Interessen des Ehrgeizes und der Ruhmsucht fast für blödsinnig gelten lassen. Allein unter dieser unscheinbaren Hülle war ein starker, gewaltiger Geist verborgen. Hatte sich auch nur dann und wann in plötzlichem Aufblitzen die tiefinnerliche Kraft seiner Seele geoffenbaret, so war dies doch dem scharfen Kennerauge seiner Mutter nicht entgangen; sie hielt deshalb große Stücke auf ihn, aber sie hatte es auch nie zu versuchen gewagt, ihm die Schlangenlist ihrer verbrecherischen Seele einzuhauchen; denn oft finden schlechte Eltern eine Art von geheimer Beruhigung darin, in reineren, schuldlosen Kindern sich verjüngt zu sehen, und wagen es nicht, den Frieden der Unschuld zu stören.

An jenem Abende also, wo Adelheid nach peinvollen drei Stunden, die ihr Willa's Gegenwart zu einer Ewigkeit verlängert hatte, endlich in der Einsamkeit den Trost fand, wenigstens auf ihr Schicksal zürnen zu können, trat Adelbert (es war das erstemal seit ihrer Gefangenschaft auf Bassano) in ihr Zimmer.

„Zürnet nicht, Adelheid“ sprach er, „daß ich den Frieden,

Eurer Einsamkeit störe; ich komme nicht als Euer Peiniger, sondern um selbst Zuflucht vor einer bitteren Qual bei Euch zu finden.“

„Und wie könnte ich arme,“ fragte Adelheid erstaunt, „Euch einen Frieden bieten, den ich selbst vergebens suche?“

„Ich will kurz seyn,“ erwiderte Adelbert, „denn wo das überprudelnde Herz redet, braucht es weniger Worte. Ihr wißt, Adelheid, daß ich Euch haßte, als ich gezwungen meine Hand Euch antrug — o Ihr müßt es bemerkt haben; eines Weibes Auge vermag viel zu tief in eines Mannes Herz zu schauen, als daß es Euch entgangen seyn könnte. — Der Wittwe Lothar's also, die man mir als unerläßliche Zugabe an den Besitz einer Krone band, ward mein Haß; aber der unglücklichen Adelheid,“ hier beugte er sich zu ihr nieder und ergriff bebend ihre Hand, „der unglücklichen Adelheid — meine Liebe. — Glaube nicht, daß ich gekommen bin, theuerstes Wesen, Dir einen Fallstrick zu legen; glaube auch nicht, daß mir die Besorgnisse meines Vaters diesen Schritt geboten: wisse, es ist alles anders worden; seine Heere haben die Empörer besiegt, seine Macht steht fest gegründet, und das gezwungene Volk darf nicht mehr an seines frühern Königs Wittwe denken. Es war die lohe Gluth der Leidenschaft, die mir diesen Schritt zu thun gebot. Wähle! Freiheit und Liebe ist alles, was ich Dir bieten kann, keine Krone mehr; denn mein Vater wird mich verstossen ob dieser That!“

„Adelbert,“ erwiderte Adelheid nach langem Sinnen, „ich traue Eurer Aufrichtigkeit und ehre sie, darum will ich gleich Aufrichtig seyn gegen Euch. — Als Ihr zum ersten Male Eure Hand mir antrug, schauderte ich zusammen vor dem Gedanken, mit dem Sohne des mich zu verbinden, der meinen Vatern gemordet hatte. Ich hielt Euch gleicher Verbrechen fähig, wie — verzeiht! — Eure Eltern. Aber als ich sah, daß ein edlerer Geist in Euch wohnte, schwand mein Haß, und ich fragte mein Herz, ob es ihm möglich wäre, aus Hochachtung, aus Freundschaft diesen Bund zu schließen, der die Flammen des Bürgerkrieges erstickt, mein wild bewegtes Vaterland beruhigt, seine Wunden geheilt haben würde. Mein Herz aber sagte: Nein! denn es ehrt Euch, es bewunderte Euch; Eines nur fehlte — die Liebe zu Euch kannte es nicht. — Jetzt, da Ihr nicht den Frieden meines Vaterlandes, nicht ein Königthum mir brachtet, jetzt, da Ihr Eure Liebe mir geboten habt, fragte ich wiederum mein Herz, ob es um der süßen Freiheit willen, ob es um der Liebe willen, die Ihr zu mir heget, mit Euch den Bund der Liebe schließen könne? Mein Herz aber sagte: Nein! Es ehrt Euch mehr denn je, es bewundert Euch mehr denn je, aber — die Liebe zu Euch kennt es nicht.“ (Fortsetzung folgt.)

* Das läßt sich hören.

„Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.“

— O ßthe.

Habe ich auch keine Wünschelruthe, wie die Zauberer des Pharaos, die Braminen der Perser, die Scythen, die Alanen und die alten Deutschen zur Entdeckung der Zukunft, so wandelt mich heute doch die Lust an, Prophet zu seyn. Man sagt ja, jeder Mensch sei in seinem Leben einmal wenigstens Prophet, warum sollte ich es gar nie seyn dürfen? Josephus Flavius meint zwar, es habe schon zur Zeit der Makkabäer keine wahren Propheten mehr gegeben; aber was kümmert mich des Josephus Meinung? Hat man doch seither aus unzähligen Dingen prophezeit! Man wahrte aus Kometen und Nordlichtern, aus dem aufsteigenden Rauche der Opfer, aus den Linien der Hand, aus den Familiennamen, aus Wachs, Olivenöl, Feuer und weiß der Himmel aus was sonst noch. Ich meinerseits wende mich an keine Pyromantie,

Ornithomantie, Onychomantie, Teratoscopie, Gastromantie, Keromantie, Lecanomantie, Geomantie, Coscinomantie oder Pegomantie, sondern ich bleibe bei der beliebtesten von allen Wahrsagungsweisen, die schon Pharaos so sehr als unsere schöne Welt liebte, bei der Wahrsagung aus Träumen, welche von der prophetischen Kunst bekanntlich Trizomantie, auch Oneiromantie und Oneirocritie genannt wird.

Mir träumte von einem unabsehbaren, wunderschönen Blumenkranze, der sich um die ganze Menschheit schlang. Blumenkränze sind bekanntlich eine gute Vorbedeutung. Auch von schöngelockten Haaren träumte mir, in welchem Traum-bild weiße Deuter großen Wohlstand sehen. Wie schön lag die Welt vor mir in diesem Traume! Die Luft wehte an lauter Herzen ohne Kummer, von der Stirne des Landmanns trocknete die Freude den Schweiß, durch die Werkstätte des Handwerkers tönten frohe Lieder, aus den Augen des Weibes blickte keusche Treue, auf den Wangen des Mädchens blühte die reinste Liebe, die Brust des Jünglings athmete selig auf in Freiheit, und wohin sich mein Auge wandte, streute der Himmel seine Segnungen auf die beglückte Erde herab. Da dachte ich: so soll es seyn.

Den Palast des Reichen hatte das Otterungezücht der Schmeichler und Schmarotzer verlassen; wo man diese Creaturen auch suchen mochte: Sie waren nirgends zu finden. So soll es seyn.

Der Große war ledig aller feilen, gemeinen, dachsbeinigen Hörsinge: sie waren nicht mehr. So soll es seyn.

Ich besuchte den Markt, wo die Wucherer ihr schändlich Spiel treiben. Ich fand sie nicht. So soll es seyn.

Ich setzte mich an die Wirthstische, wo sonst Karten und Würfel und Flüche fielen. Ich sah keine Karte, hörte keinen Fluch und kein Würfelgeklapper. Es gab keine Spieler mehr. So soll es seyn.

Den Filtz suchte ich hinter seinen Geldsäcken, über seinen Zins- auf Zinsrechnungen. Ich fand ihn nicht. So soll es seyn.

Unter den Beamten suchte ich einen Grobian, einen bestialischen Richter, einen Gesetzverdrehler, einen Rechtsmäkler: aber ich fand keinen. So soll es seyn.

Ich hoffte den Mann zu finden, der nicht ohne Sorge acht Tage von Hause entfernt seyn dürfte. Auch nicht Einen konnte ich auffinden. So soll es seyn.

Die Freundschaft sagte ich, ist ein eitel Wort, nur erfunden um den Menschen an die bittersten Täuschungen zu gewöhnen. Man glaubte mir nicht und meinte, wer solches sage, müsse der Hölle entfliegen seyn. So soll es seyn.

Die Tugend, sagte ich, ist ein leerer Name, an den nur Narren und Dummköpfe glauben. Da hub man Steine auf, mich zu tödten. So soll es seyn.

Ich forschte nach dem Schooßhündchen der Menschen, nach der Verleumdung. Es hatte seine Seele zur Hölle gesandt. So soll es seyn.

Ich fragte nach dem blaffen Geiz, nach der sinkenden Hoffart, nach der stechen Geistessträgheit, nach der geschwollenen Schlemmerei, nach der hohlhängigen Unzucht, nach dem gelben Neid; aber man kannte sie alle nicht einmal dem Namen nach. So soll es seyn.

Ich suchte den rabenschwarzen Aberglauben, die freche Gewissenstyrannie, die gottbelügende Frömmerei; doch ich fand sie nicht. So soll es seyn.

In allen Augen las ich, auf allen Lippen forschte ich, bei allen Reden dachte ich, alle Zungen betrachtete ich, ob ich denn nirgends die Lüge finden könnte. Ich fand sie nicht. So soll es seyn.

Endlich führte man mich in einen unermeßlichen Saal, erhellte von einem Lichte keusch wie das der Sterne und klar wie das der Sonne. Da saß auf einem Strahlenthron die

Gerechtigkeit; ihr zur Seite stand die Milde, die Dulbung, die Liebe, die Demuth, die Mäßigung, die Weisheit, die Langmuth und Sturkmuth. Frei wandelte die Wissenschaft mit freundlicher Mien auf und nieder. Keine Armuth weinte, kein Elend seufzte, kein Hungeriger schrie nach Brod, kein Waise klagte und der Friede erfüllte mit himmlischem Blüthenduft das weite Gewölbe. Da dachte ich: so soll es seyn, und — erwachte. Und es wird in Erfüllung gehen mein Traum. Das Wann und Wo und Wie wollen wir jetzt nicht ergrübeln. „In jedem Menschen,“ sagt Jean Paul, „wohnt eine heiße unendliche Sehnsucht nach einem höchsten Himmel, die er durch Erdenfreuden kühlen will, wie die indischen Weiber Schlangen zur Kühlung in der Busen legen. Aber unsere Schlangen stechen das Herz, und es stirbt ungefühl am brennenden Durst. Nur die Schlange der Ewigkeit erfrischt die lechzende Brust.“ —

Das läßt sich hören, höre ich meine Leser sagen. Ich aber setze hinzu: die Zeit wird's lehren. Glaubt nur an meinen Traum. Laßt nur nicht eure Herzen zu Eisschollen werden, zumal in jeziger Zeit. Seid hilfreich und gut, und glaubt, wenn ihr einen Armen sehet, was der Dichter sagt:

— nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe
beim Hausen,

Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch
schließen;

Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für
morgen.

Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und niemand
Weigere sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang er es hat, was er ruhig besitzt,
Niemand, wie lange er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn er-
nähret.

„Das läßt sich hören, aber deshalb muß man ja doch nicht an Träume glauben,“ höre ich sagen, „denn Träume sind Schäume, und was du geträumt, wünschen wir alle, und was du uns vom Dichter berichtet, ist kein Traum, sondern die sonnenhelle Wirklichkeit.“

Das soll es auch seyn; auf diesem Punkte wollte ich euch haben. Ja, erfasset die Wirklichkeit wie sie ist, so werdet ihr bald ein höheres Walten in ihr erkennen, und ihr werdet einsehen, was Noth thut. Nur wer seiner Zeit sich widmet, der gehört ihr unergötzlich an. Die Zeit aber, worin wir leben, ist eine Zeit der Klage, der Angst und Noth geworden. Was nützt der Haß mit allen seinen Lastern? Was nützt es, sich in den versteinerten Egoismus zu verkriechen? Was kann ein Einzelner wirken in den Tagen der Drangsal? Der Einzelne, der sich hingibt, schadet sich selber, wenn nicht Alle sich zum Ganzen bestreben. Wie groß weiß man sich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängschilder des Charlatanismus zu schreiben! Setzt einmal an die Stelle des Charlatanismus die Wahrheit und entfaltet eure Kräfte für das Wohl Aller, so werdet ihr unendlich viel Gutes stiften. Zerfchlagt das goldene Kalb, das ihr dem abscheulichen Moloch, Eigennuz genannt, gegossen habt. Wollust und Ueberfluß bewog auch die Juden einst zu solcher Abgötterei; aber Unglück und Mangel brachte sie wieder auf den rechten Weg.

Doch — was läßt sich sagen, was nicht hierüber schon in jede Menschenbrust geschrieben wäre? So ist es eben jetzt, entgegnet man trocken auf jede noch so wohl gemeinte Warnung. Träten auch die alten Propheten Unglück und Strafe verkündend im Trauergewande vor unsere Zeit hin: würde man sie hören? und wenn man sie hörte: würde man ihnen gehorchen? Verlachen würde man sie oder steinigen.

Das Höchste im Leben.

(Wilhelm Unzelmann.)

Polka ist das Höchste! Leben!
Polka heißt das Loosungswort;
Wer dem Tanz wollt' widerstreben,
Müßte wahrlich von hier fort.

Freude, Schmerz, Wonne, Unglück
Drückt die Polka bei uns aus;
Polka ist das erste Frühstück,
Ist der Mittag-, Abendchmaus.

Mit der Polka wird geschworen
Heil'ge Treu' bei'm Ehebund;

Und wird wo ein Kind geboren,
Polka machen Bein und Mund.
Polka tönt's auf allen Wegen;
Ohne Polka ist kein Glaube;
Polka ist des Zeitgeist's Segen,
Ist der Liebe Hoffnung, Taube.
Polka tanzend bringt das Mädchen
Caffee, Essen uns herein.
Polka tanzend aus dem Städtchen,
Treibt der Hirte aus und ein.
Jeder Lehrling pfeift die Polka,

Tanzt sie auch, wo er nur kann;
Polka heißt es fern und nah,
Und es schwärmen Frau und Mann.
Alle Wirthe lassen diesen
Neu die Stuben seit dem Tanz;
Mit der Polka kann erzielen
Jeder sich den Ehrenkranz.
Mit dem Horn in dunkler Nacht,
Und dem Spieß in der Hand,
Wird vom Wächter selbst vollbracht
Polkarund' im ganzen Land.

Aus einem philosophisch-humoristisch-satirischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

Wahrheit ist eine Königin, die ihren ewigen Thron im Himmel und den Siz ihres Reiches in Gottes Schooße hat. Es giebt nichts Edleres, als ihre Herrschaft, denn sie muß selbst über die Vernunft regieren, die bestimmt wurde, jedwede Sache zu regieren und zu verwalten. (Bossuet.) — Sie ist eine schöne Frühlingssonne, sie öffnet tausend Blumenkelche, brütet aber auch ein Heer von stechenden Insekten aus. (v. Kozebue.) — Wahrheit hat eine offene Miene, welche Niemand scheut; Heuchelei verbirgt sich unter den Augenwimpern. — Wo Geheimnisse sind, fürchte ich Gaunerei. Die Wahrheit kann und darf vor Männern das Licht nicht scheuen. Es giebt keine Wahrheit, die man vor Vernünftigen verbergen müßte. (Seume.) — Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man die Fidel um den Kopf. (Chr. Lehmann.)

Wasser ist eine nasse Flamme. (Novalis.) — Es ist die Amme aller Erdgewächse, es besaßet die Wurzel, trinkt, das Mark, färbt die Blüthen, treibt die Blätter, nähret die Früchte, waffnet sie mit den Schelfen wider die faulende Luft, bekleidet den Baum mit seiner Rinde, durchweicht die Reben und verursacht seine Thränen, versüßt die Feigen, säuert die Pflaume, bezuckert die Honigblume, gummirt die Kirschen- und Weichselbäume, salbet die Balsamstämme, beperlet das Glas und wandelt sich in so vielerlei Feuchtigkeiten, als Kräuter, Wurzeln, Blumen und Bäume sind, daß also nichts Nützlicheres und Nothwendigeres zu des Menschen Leben, im Gegensatz auch nichts Schädlicheres, wenn unsre Missethaten Gottes Wohlthaten zur Rache reizen, wie in der Sündfluth geschehen. (S. v. Butschky.)

Wasserfall. Die Thräne, die im Stillen fließt,
Die, sonder Hall und Widerhall,
Sich in des Busens Thal ergießt,
Das ist der schönste Wasserfall. (R. Roos.)

Wechselbälge. Auch ohne abergläubisch zu seyn, kommt man zu dem Glauben, daß es Wechselbälge (Versipelles) gebe, bald Mensch, bald Wolf.

Wilde. Die Wilden malen sich; unsre Damen malen sich auch; das mag also wohl noch ein Ueberbleibsel der Wildheit seyn.

Wirthschaft. Heißt vernünftige Anwendung seines Einkommens oder Vermögens. Bisher studirte man nur die Landwirthschaft; um die Stadtwirthschaft bekümmerte sich Niemand. Wirthschaften, ist also nur ein Gegenstand für Landleute; das Abwirthschaften aber eine Beschäftigung der meisten Herren Von, weil sie überall um eine Sylbe mehr als andere Leute haben müssen.

Wohlthat. Man sagt: nichts wird leichter vergessen, als eine Wohlthat. Ich begreife nicht, wie man sie vergessen könne, da nichts öfter vorgeworfen wird, als eine Wohlthat. (Fortsetzung folgt.)

Maritätenkästlein.

Als der berühmte Sänger Lablache das letzte Mal Neapel besuchte, ward er in's königliche Schloß gerufen, eine Ehre, die ihm sehr häufig widerfuhr, da der König sich an den Späßen und der unerschöpflichen guten Laune des Sängers sehr ergötzte. Als er im Palast ankam, unterhielt er sich im Vorzimmer mit den dienstthuenden Hofleuten und erbat sich und erhielt von ihnen die Erlaubniß, seinen Kopf bedecken zu dürfen, da er leidend war und sich zu erkälten fürchtete. Während er so in lebhaftes Gespräch vertieft war, erscholl auf einmal die Stimme des anmeldenden Kammerherrn: „E. Majestät verlangt Signore Lablache zu sehen!“ In der Hast, dem königlichen Befehle Gehorsam zu leisten, vergaß er den Hut auf seinem Kopfe, ergriff den ihm zunächst liegenden und eilte in das königliche Gemach. Als der König bei seinem Anblick in ein herzliches Gelächter ausbrach, ward Lablache etwas verlegen, aber er faste sich sogleich und fragte ehrerbietig, was die ungewöhnliche Heiterkeit des Königs veranlasse. „Mein lieber Lablache,“ entgegnete der König, „sagen Sie mir doch gefälligst, welcher von beiden Hüten der Ihrige ist, der auf dem Kopfe oder der in Ihrer Hand?“ „Ach, male detto!“ rief Lablache in scherzender Verzweiflung aus, als er seine Unbesonnenheit entdeckte, zwei Hüte sind freilich zu viel für Jemand, der keinen Kopf hat.“

Ein Berliner Schönschreiber, der mit der größten Sorgfalt eine Vorschrift geschrieben hatte, rief fröhlich aus: „Ende gut, Alles gut!“ — Eben wollte er Sand auf das Geschriebene streuen — aber, o weh! Statt des Sandfasses hatte er das Tintensafß ergriffen, und das schwarze Meer in natura verschlang seine mühselige Arbeit.

„Wat ist wol schlimmer,“ fragte Kohnle seinen Freund, den Schuster Schlendisch, „jeföppt werden oder jerrädert?“ — „Ach det kommt uf eens 'raus,“ erwiderte der Gefragte, „schempst is man ja doch zeitlebens!“

Charade.

Bier Sylben, streng versteckt, doch allbekannt:
Die beiden ersten schafft des Schneiders Hand,
Die beiden letzten hindern bei dem Tanze,
Und wer das Ganze trägt, ist selbst das Ganze.

Auflösung der Charade in No. 62:
Rilpferd.